

## Take a Bow

Ein Projekt von big NOTWENDIGKEIT

Regie big NOTWENDIGKEIT  
Licht René Liebert  
Video Anne Zimmermann  
Ton Matthias Mohr

Es spielen  
Rabea Kiel  
Sahar Rahimi

Studienprojekt, Juni 2004  
Spieldauer: 70 Minuten



**big NOTWENDIGKEIT** sind Anna K. Becker, geb. 1980 in Erlangen, und Katharina Bischoff, geb. 1978 in München, beide Studentinnen der Angewandten Theaterwissenschaften in Gießen. Nach verschiedenen selbstständigen Arbeiten und szenischen Projekten ist *Take a Bow* ihre erste gemeinsame Regiearbeit.

### Zum Stück

Ein hysterischer Mensch sucht sich sein Publikum. Bewusst oder unbewusst. Hysterische Symptombilder sind Inszenierungen vergleichbar. Nur in Anwesenheit von Publikum treten sie hervor, fordern auf, die Zeichen zu lesen, das Geschehen zu dechiffrieren. Entlang augenscheinlicher Parallelen zwischen Hysterie und Theater will *Take a Bow* unter Einsatz theatraler Mittel von verschiedenen Erscheinungsformen der Hysterie erzählen und nach ihren Potenzialen suchen.

## Hysterisch

»Take a Bow« von big NOTWENDIGKEIT

Das Schönste an der Hysterie ist: Wer sie bekommen will, der schafft das leicht. Frauen leichter als Männer, doch der Erfinder des Krankheitsbildes Hysterie, Jean Martin Charcot, hat es auch bei diesen nachgewiesen. Die Hysterie war da, in zahlreichen Ausprägungen, vielfach genutzt.

Das Regieteam big NOTWENDIGKEIT, bestehend aus den beiden Studentinnen der Angewandten Theaterwissenschaften der Universität Gießen Anna K. Becker und Katharina Bischoff, hat in seiner szenischen Reflexion *Take a Bow* versucht, die absurde Geschichte der Krankheit, ihren Siegeszug und ihre Ausprägungen auf die Bühne zu stellen.

Zu Beginn sitzen die beiden Schauspielerinnen Rabea Kiel und Sahar Rahimi auf zwei Stühlen, das Gesicht dem Publikum zugewandt. Gleich beginnt ein Wettstreit der Wichtigtuerei. Jede behauptet von sich, den Kopf in den Gasherd zu legen, Plastik zu essen, magersüchtig sein zu wollen, Sex mit der Oma zu haben, immer mehr, immer schlimmer und immer witziger. Jede zwei Sätze, dann fällt die andere ins Wort: »Ich auch« und legt eine neue Trumpfkarte, um die Zuschreibung »Besonders besonders« zu bekommen. Die Ideen gehen den beiden eingebildeten Kranken aus, das schlichte »Ich auch« steht im Raum und spricht bereits Bände über einen Aspekt der Hysterie. Es geht um Aufmerksamkeit. Sind das alles Lügen? Vielleicht Notlügen: in der Not, wahrgenommen werden zu wollen im allgemeinen medialen Rauschen.

Links von der Bühne gibt eine Zustandsanzeige aus fünf Leuchttafeln den aktuell auf der Bühne verhandelten Krankheitszustand bekannt. Im Verlauf des Abends springt die Anzeige weiter: Exposition, erregendes Moment, Krisis, retardierendes Moment, Katastrophe. Der Verlauf der Geschichte einer Krankheit ist hier der Verlauf eines Dramas in fünf Akten, im Theater, an dem Ort, der ein Verhalten braucht, das andernorts hysterisch ge-

schimpft würde. Doch Zuschauer braucht die Hysterie immer. Erst durch den Rezipienten manifestiert sie sich, wie in den folgenden Szenen immer wieder gezeigt wird. Auf eine weiße Kiste projizierte Zwischentitel zeigen die einzelnen Szenen innerhalb der Akte. Links und rechts von der Bühne sind zwei Garderobenständer, damit sich die Schauspielerinnen umziehen können. Sie ziehen sich oft um.

Die Exposition der Hysterie ist Jean Martin Charcots wissenschaftliche Arbeit. In der zweiten Szene sehen wir ihn (Sahar Rahimi), mit der Insignie der wissenschaftlichen Deutungsmacht, einem schwarzen Zylinder. Er führt eine Patientin (Rabea Kiel) vor. Sie trägt eine Krone auf dem Kopf, ansonsten erkennt der Laie nichts Auffälliges. Doch man erkenne sie an der Augenpartie, am Mund, an der heraushängenden Zunge. Die Zunge hängt nicht heraus. Man könne die Unterhose sehen, erklärt der Professor. Man sieht sie nicht. Sie suche sich ihre Opfer mit ausgestellten Primärreizen. Die Patientin verhält sich züchtig. Irgendwann wird das Mikrofon abgedreht, zuviel Blabla, genug Diagnose.

Der große Geist der Wissenschaft nimmt seinen Zylinder ab, während vom Band eine Stimme weiter Wissenschaftlichkeit behauptet. Er trägt ebenfalls eine Krone: Teufelshörner. Er ist der »Devil in Disguise«, wie ein Zwischentitel die nächste Szene einleitet. Eine Elvis-Imitation, aufreizend getanzte Bühnenposen, die in Frustration endet, sobald die Zuschauer verschwinden. Für sie war das ganze Trara gemacht. Die Elvis-Nummer läuft auf Band weiter, bevor die Leuchttafel auf der Bühne das nächste Stadium des Stücks, die Verhandlung der Krankheit anzeigt: erregendes Moment.

In drei kleinen, unterhaltsamen Szenen haben die beiden Regisseurinnen geschickt die Pole ihrer Krankheitsbeschreibung eingeführt: Man will hysterisch sein, oder man wird hysterisch gemacht. Und dafür wird einiges

getan, erzählt uns die Aufführung: von Medien und Ärzten und von den betroffenen Frauen selbst.

Das Bild einer Krankheit erschafft Kranke, die dem Bild entsprechen wollen. Die Frau als Hysterikerin war geboren, ihre Hebamme war die Literatur. Im Abschnitt »erregendes Moment« kommen Arthur Schnitzlers *Fräulein Else* und Oscar Wildes *Salome* zu Wort, literarische Prototypen der hysterischen Frau, atemlos heruntergesprochen. Ein Phänomen schaukelt sich hoch, die Hysterie greift um sich, Kunst, Wissenschaft und Medien forcieren. Die Hysterie erreicht die Masse von 60.000 Golfkriegs-Veteranen, die von einem CIA-Chip im Hintern ferngesteuert sein wollen. Wenn einmal die Idee da ist, dann geht es los, unaufhaltsam. In einer beeindruckenden Szene erzählt Sahar Rahimi als eine von Rabea Kiel ferngesteuerte Barbie-Puppe vom Oklahoma-Attentäter Timothy McVeigh. Auch er muss diesen Chip im Hintern gehabt haben. Viele glauben, diesen Chip im Hintern zu haben. Was kommt da auf uns zu? Krisis. Zuckungen, Verkrampfungen, so wie sie Charcot katalogisiert hat. Zuerst werden die Phasen eines hysterischen Anfalls von Band gesprochen – dies ist ein Befehl –, dann wird nachgespielt. Was wäre, wenn das alles nur Unsinn ist, Ausgeburt der Fantasie? Vielleicht ist die Hysterie aufzuhalten. Irgendwann gibt eine Stimme von Band bekannt: Nach Statistiken seien etwa 40 Prozent der Frauen hysterisch. Also eigentlich jede, wenn man die Dunkelziffer bedenkt. Was soll's? Jetzt spielt Rabea Kiel den Herrn Wissenschaftler, doch Sahar Rahimi motzt, weil sie diese Diagnose nicht auf sich sitzen lassen will.

Das Thema Attentat und Terrorismus, früher im Stück noch Produkt einer Verschwörung der CIA, ist jetzt nur noch ein Film, der vertont werden muss. Es ist alles nicht so schlimm. Doch was hilft einem das, wenn man am Ende festgeschnallt zu Bett gehen muss. Was Ursache oder Wirkung war, weiß niemand mehr. Die Leucht-

anzeige flackert und springt wild hin und her, bevor das Schild »Katastrophe« leuchtet. Ein Phänomen hat gewonnen.

Wie es dazu kam, hat man am Ende nicht begriffen, viele Szenen fliegen durcheinander. Doch das braucht man auch nicht. In lustigen, kurzweiligen Episoden, die teilweise getanzt, gesungen oder improvisiert sind, bekommt man ein Bild, darf lachen und sich wundern über die dargestellten Absurditäten, die mit der Geschichte der Hysterie einhergingen. Während der Aufführung kann man kaum alle Zitate, Querverweise und Doppeldeutigkeiten begreifen, dazu sind es zu viele. Doch das Schöne daran: Es ist nie anstrengend. Was man alles erfahren hat über das Phänomen Hysterie, erschließt sich erst hinterher. Die Aufführung war – wie es beim Schlussapplaus auf den Leuchttafeln nochmals zu lesen war – ein »erregendes Moment«.

Karl Hafner